

# Wir wünschen uns Glück und segeln los

Rith-Törn Rund Rügen 2010

## Vorspann

„Drei Generationen sind da unterwegs – Vater, Großvater und Sohn“ J. zeigt begeistert auf „Rith“, die eben abgelegt hat und sich in Richtung Grünau entfernt. Ich stehe mit hängenden Armen auf dem Steg und sehe ihnen nach, während J. mir erklärt, wie froh die Männer seien, das Boot ohne mich nach Wolgast zu bringen, wie viel Spaß sie haben werden ohne eine Frau an Bord, die immer meckert.

„Naja, was soll ich erzählen? Kanalfahrt, Kanalfahrt.“ Schreibt L., der auf diesem ersten Teil der Reise den Chronisten machen muss. „Wir sind bis 22 Uhr gefahren, es war brüllend heiß“ Wie heiß es war, höre ich abends am Telefon. Wie sie sich nicht zu lassen wussten auf dem schattenlosen Schiff, wie sie literweise Wasser tranken, das immer wärmer wurde und keine Erfrischung mehr bot. Wie die Kanäle voller Köpfe waren von Menschen, die Abkühlung suchten, wie die Kinder von den Brücken sprangen und knapp neben Rith im Wasser landeten und wie gut ein kühles Bier tat am Abend und eine kühle Limo.



## Die Wikinger in Wolgast

Freitagnachmittag, Mitte Juli. Eingekeilt zwischen Wochenendpendlern stehen wir in der Regionalbahn. Endlich ist es auch für mich soweit. Bepackt mit Taschen voller Dinge, die noch unbedingt mit müssen, sind wir auf dem Weg nach Wolgast. Morgen geht es los zu unserm ersten Küstentörn mit Rith. Ein Mann spricht mich an, als er mich ein Buch über Hiddensee lesen sieht. Sie sind zu dritt auf dem Weg zu ihrem

Segelboot nach Stettin und sie kennen sich aus im Revier. Auf Hiddensee, sagt der Mann, sei es aussichtslos einen Platz im Hafen zu bekommen. Die einzige Möglichkeit sei, über Nacht in der Nähe der Hafeneinfahrt zu ankern. Morgens früh aufstehen und wenn einer herauskommt, zack hinein. Ich bin beeindruckt.

In Wolgast erwartet uns mein Bruder am Bahnhof. Rith liegt in der Marina der Hornwerft, nicht weit entfernt. Ein bisschen fremd kommt sie mir hier vor, wie einem ein Familienmitglied fremd vorkommt, dass eine Weile alleine verreist war.

Später gehen wir mit meinem Bruder und seiner Freundin in ein Restaurant am Stadthafen.

Während wir auf unser Essen warten, taucht in der Hafeneinfahrt ein Wikingerschiff auf. Ein richtiges, mit hoch gebogenem Bug und Heck, einem geschnitzten Drachenkopf und lauter Kerlen in sackleinenen Kitteln an den Rudern. Nur die Helme mit den Hörnern haben sie gerade nicht auf. Im Heck sitzt ein alter Oberwiking und brüllt Befehle in einer fremden Sprache. Obwohl es nicht gerade klein ist und die Ruder sein einziger Antrieb sind, gelingt es, das Schiff zentimetergenau in eine Lücke an den Kai zu manövrieren. Der alte Oberwiking weiß, was er tut. Viele Hände strecken sich den Leinen entgegen, um beim Festmachen zu helfen, eine Huldigung, die von den Wikingern mit Würde, in der leise Verachtung für die Landratten mitzuschwingen scheint, entgegengenommen wird.

Später am Abend sehe ich sie noch einmal. Barfuss stehen sie in ihren Kitteln nebeneinander im Waschraum der Hornwerft vor den Spiegeln und putzen ihre Zähne. Am nächsten Morgen sind sie verschwunden.

### **Leinen los**

Als wir Wolgast am nächsten Tag gegen Mittag verlassen, regnet es in Strömen. Der erste Regen seit Wochen drängelt sich in jede Ritze, tropft durch undichte Schraubenlöcher in den Salon, kriecht in die Hundekoje, in den Schrank, ins Bad, fließt aus den lustlos flappenden Segeln und läuft uns aus den Haaren in die Augen. Schafe wie nasse Scheuerlappen stehen am Ufer aufgereiht und sehen uns nach.

Bis zur Peenemündung geht das so, dann ist plötzlich der Wind da. Rith schüttelt sich wie ein nasser Hund, bläht ihre Segel und zischt los. Auf einmal haben wir alle Hände voll zu tun: Segel trimmen, anderen Schiffen ausweichen, die Karte lesen. Wo kommen auf einmal all die Boote her, die sich gerade hier, wo es eng ist, in der Fahrrinne drängen? Welche Tonne war das gerade? Jetzt bloß nicht erzählen, denn neben der Fahrrinne wird es flach – ganz flach. Der Wind legt zu, die Wellen auch. Nach Gager geht es gegenan. So richtig vorbereitet fühle ich mich nicht. Vor lauter Arbeit am Schiff sind wir in diesem Jahr noch kaum zum Segeln gekommen. Und jetzt gleich so. Hoffentlich geht das gut. Aber nach ein paar Stunden auf der Kreuz bei frischem Wind und zunehmendem Sonnenschein, haben wir unser Selbstvertrauen und auch L. seine gute Laune zurück.

Bis Gager schaffen wir es heute doch nicht mehr, also fahren wir nach Thiessow. Der Hafen ist voll. Viele Segler liegen schon im Päckchen, uns will allerdings niemand bei sich anlegen lassen. Es ist spät und wir sind müde. Aber ankern, gleich in der ersten Nacht? Selbst hier im Hafen weht der Wind noch heftig. Jetzt legen wir mal da bei den Fischern an und fragen, wo wir bleiben können. Glück gehabt. Der Fischkutter, der sonst hier liegt, steht an Land. Wir können seinen Liegeplatz haben.

### **Samstagnacht in Thiessow**

Familien flanieren um das Hafenbecken, schauen sich die Schiffe an und genießen den Sonnenuntergang, der heute auch wirklich ganz besonders schön ausfällt. Kinder rennen herum, lachen und kreischen, klettern auf die große Fischwaage und





Spaziergänger sind am Strand unterwegs. Sie sehen uns zu, wie wir uns dem Ufer nähern. Auch die Häuser beobachten uns mit ihren blanken Fenstern. Während L. badet und spielt, sitze ich auf einem großen Stein und fühle mich fremd. All die Menschen um mich her werden bald den Strand verlassen und über Straßen und Wege in ihre Behausungen gehen. Sie sind verbunden mit dem Land. L. und ich werden nicht eine Straße dieses Ortes betreten. Wir kehren aufs Wasser zurück und die Menschen und Häuser sehen uns nach und vergessen uns.

Nach einem köstlichen Abendessen aus frischen Flundern sitzen wir noch lange fröstelnd in der Pflicht. Vergnügt blinken die Lichter von Binz herüber, als wollte der Ort uns überreden, ihn doch noch zu besuchen. Verheißungsvoll spiegeln sich Sassnitz und Mukran in der Bucht. Als seien sie alte italienische Hafenstädte, die mit buntem Treiben in Restaurants und Bars locken. Aber auch über uns herrscht Festbeleuchtung. Ein strahlendes Sternendach spannt sich über den Himmel. Nur ganz im Westen hält sich ein Streifen Tageslicht, als habe er sich da eingerichtet, weil die Nacht so kurz ist, dass es sich für ihn nicht lohnt zu verschwinden.

Obwohl es unsere allererste Ankernacht ist und der Schwell nicht nachgelassen hat, beschließen wir, unseren Ankern zu trauen und schlafen zu gehen. „Wer aufwacht, schaut nach, ob alles in Ordnung ist“, verabreden wir. Zweimal werde ich kurz wach, dann schaukeln mich die Wellen in einen so tiefen Schlaf, dass ich am nächsten Morgen Mühe habe, zu verstehen, wer ich bin und wie ich hier hingekommen bin.

Die Strecke nach Sassnitz ist in kaum zwei Stunden geschafft. Am Hafen herrscht Hochbetrieb. Fischer, Ausflugsdampfer, Segler. Alle zieht es zum Hafen, auch die, die dort nichts zu tun haben. Am Hafen breitet eine Stadt ihre Arme aus und wer von der See kommt, fühlt sich willkommen geheißen. Über die Straße kommt man immer von hinten, vom Rand in einen Ort. Dem Hafen wendet sich alles zu. Die Orte schauen auf s Meer, erwartungsvoll und einladend, als wäre jedes Schiff ein Botschafter oder eine Neuigkeit.

In den alten Häfen leben starke Gefühle – Hoffnung und Angst, Sehnsucht, Liebe und Grausamkeit, Abschiedsschmerz und Wiedersehensfreude. Vielleicht ist es der Nachhall dieser Intensität, der uns heute noch in die Häfen zieht.

### **Feuersteinfelder**

In Sassnitz leihen wir uns Fahrräder und machen uns auf die Suche nach den Feuersteinfeldern. „Feuersteinfelder“, das klingt nach einem verwunschenen Ort. Ich stelle mir große Flächen dunkler Kristalle vor, die in Felsen eingebettet sind. Wir besorgen uns eine Radwanderkarte, packen zwei Flaschen Wasser, Kuchen und etwas Obst ein und fühlen uns gut gerüstet für die Expedition. Erst einmal geht es, wenig zauberhaft, an der Straße entlang, immer bergab auf einem gut ausgebauten Radweg. Der endet am Fuß des Hügels und wir müssen an der Straße weiter, die hier sehr schmal und sehr befahren ist. Lastwagen donnern keine Armeslänge neben uns vorbei. Ich bin schweißgebadet, als wir endlich in den Wald abbiegen können. Der Wald ist kühl, der Wald ist schattig, der Wald hat sehr sandige Wege, die für Fahrräder nicht wirklich gut geeignet sind. Der Wald wird immer dichter, zumindest dort, wo wir, laut Karte, entlang müssen. Am Ende schieben wir die Räder durch hüfthohes Gras, umschwirrt von unzähligen Mücken, die alle noch ihre Freunde und Verwandten mitgebracht haben. Drei wohlgenährte, gut durchgeschwitzte Feriengäste, was für ein Festmahl. Wir können nicht stehen bleiben, um noch einmal auf die Karte zu schauen, wenn wir nicht bei lebendigem Leibe aufgefressen werden wollen. Gefühlte anderthalb Stunden später erreichen wir einen breiteren Weg. Autolärm ist zu hören. Jetzt fahren wir erstmal zu der Straße und schauen dort weiter. Die Karte verrät uns nicht, was wir falsch gemacht haben. Vielleicht ist doch etwas Magisches um diese Felder. Aber von dieser Straße aus ist es nicht mehr weit.

Wir müssen nur einen Übergang über die Bahnlinie finden, die zwischen uns und den Feuersteinfeldern verläuft. Wieder eine Landstraße, nicht sehr breit. Wir radeln, immer auf der äußersten Kante des Asphaltbandes balancierend, darauf bedacht, von den Verwirbelungen des vorbeirasenden Verkehrs nicht aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden. Ein Bahnübergang ist nicht zu entdecken. Bevor unsere Nerven sich endgültig verabschieden, wechseln wir auf den Radweg, der ein Stück von der Straße entfernt in den Dünen verläuft. Alle paar Hundert Meter fahren wir zur Straße zurück, um nach dem Bahnübergang zu schauen. Wir suchen gemeinsam, wir suchen getrennt, vergeblich. Die Karte bleibt in diesem Punkt seltsam ungenau. Der Feierabendverkehr lässt schon wieder nach, als wir Prora erreichen, die gigantische Nazi-Bauruine, die uns höhnisch ihre Treppenzähne zeigt. So, jetzt reicht's. Jetzt schauen wir ein letztes Mal und da... finden wir den Durchlass, der es uns erlaubt, auf die andere Seite der Schienen zu kommen. Auf einmal ist alles ruhig und leicht. Wir fahren eine alte, halbversunkene Kopfsteinpflasterstraße entlang, die Sonne scheint, die Vögel zwitschern, der Verkehrslärm ist nur noch als fernes Rauschen vernehmbar, wir sind allein. Dies ist bestimmt eine in Vergessenheit geratene Landstraße und sie führt uns genau an unser Ziel. Noch eine Biegung und dann liegen sie vor uns, die Feuersteinfeldern.

„Na toll. Und dafür sind wir den ganzen Weg gefahren?“ L.s Kommentar spricht auch uns aus der Seele. Keine Felsen und dunklen Kristalle liegen da vor uns, sondern Wacholderbüsche und Heidekraut mit hellgrauen Steinen dazwischen. Sie machen es uns nicht leicht, diese Feuersteinfeldern. Dass es doch etwas Besonderes damit auf sich hat, bemerke ich erst, als wir an einer umgestürzten Kiefer vorbeikommen. Der Baum ist mitsamt seinem Wurzelwerk umgefallen. Aus dem entstandenen Loch scheint es grau-weiß. Keine Erde, sondern Steine. Wir stehen auf einer meterdicken Schicht von Feuersteinen, einer gigantischen Geröllhalde, die die letzte Eiszeit hier hinterlassen hat. Als hätte ein Zen Meister einen Garten angelegt, so umstehen Wacholder und Heidekraut schimmernde Inseln aus hellen Steinen. Je mehr die Anspannung der letzten Stunden von uns weicht, umso empfänglicher werden wir für den Zauber dieses Ortes. So abgeschieden und friedlich ist es hier, dass wir gar keine Lust haben, wieder aufzubrechen. Von hier aus finden wir auch den Weg, auf dem wir laut Karte hierher hätten kommen sollen, ganz leicht. L. verfängt sich mit seinem Vorderrad in einer Baumwurzel und fällt hin. Genau da, wo er stürzt, liegt ein nur wenige Zentimeter großer Hühnergott (ein Feuerstein mit einem Loch darin) wie ein kleiner Abschiedsgruß dieser seltsamen Feldern. Er nimmt ihn mit und trägt ihn später an einer Schnur um den Hals.

Auf dem Rückweg haben wir die Gelegenheit einen Blick auf Mukran zu werfen. Von wegen alter italienischer Hafen mit Bars und buntem Treiben - ein Industrie- und Fährhafen mit wenigen Häusern drumherum, aber vielen Straßenlaternen.

Es ist spät geworden, wir sind müde und das Trinkwasser ist alle. Besonders L. leidet unter seinem Durst. Im Allgemeinen ist unsere Welt ja flächendeckend mit Versorgungsstationen in Form von Supermärkten, Kiosken oder Tankstellen ausgestattet. Aber ausgerechnet hier findet sich nichts. So müssen wir den ganzen Weg nach Sassnitz zurückstrampeln, bergauf diesmal, bis wir an eine Tankstelle kommen. Wie gut das kalte Wasser tut, wenn man so durstig ist, wie es belebt und die Stimmung rettet.

### **Meeresrauschen**

Im Hafen von Sassnitz gibt es viele Möglichkeiten, ein Boot festzumachen und wenige, auf die Toilette zu gehen. Das Hafenklo ist etwa 10 Minuten Fußweg von unserem Liegeplatz entfernt und kostet pro Benutzung 50ct. Vorbei die Zeiten, als man sich die Gebühr sparen konnte, wenn ein freundlicher Mensch mithilfe von



Auch wir schnaufen etwas, als wir oben ankommen. Schläfrig liegen bunte Blumengärten in der Sonne. Lohme hält Siesta. Nur der Dorfladen hat auf. Eine ausladende Frau im geblühten Kleid thront hinter dem Tresen. Die weiß hier doch bestimmt Bescheid. Ja, es gibt am Königsstuhl eine Treppe an den Strand hinunter. Nein, Sandstrand gibt es hier keinen, aber ihr Mann badet überall.

L. spielt mit dem Gedanken sein Taschengeld in eine der großen Wasserspritzen aus Schaumgummi zu investieren, die in dem Laden angeboten werden. Jetzt wird die Inhaberin geschäftstüchtig. „Die sind ganz toll“, preist sie die Ware, „damit kannst du Baseball spielen und Wasser spritzen. Wir spritzen damit immer unsere Katzen nass.“ Da kann er nicht mehr nein sagen und eine gelbe Spritze wechselt den Besitzer.

Als wir zum Schiff zurückkommen, hat sich der Hafen gefüllt. Viele Familien mit Kindern sind unter den Gästen und L. freundet sich mit einem Jungen an. Bis spät in den Abend fahren sie mit dem Schlauchboot und angeln. Der Junge ist ein Angelexperte. Er fängt zwei Rotfedern und einen kleinen Hecht. Weil sich aber, wie er sagt, seine Mutter weigere, Fische zu braten, die ohne Kopf und Schwanz weniger als 20 Zentimeter messen, wirft er sie wieder ins Wasser. „Allerdings“, erklärt er mir, „werden es diese Fische jetzt nicht leicht haben. Sie werden nämlich, weil sie von dem Angelhaken eine Verletzung erlitten haben, aus ihrer alten Herde ausgestoßen und müssen sich eine neue Herde suchen.“ Fische können ja wirklich fies sein. In eine fremde Herde würden sie aber aufgenommen, weil sie dort niemand kenne, beruhigt er mich.

Am nächsten Tag wandern wir zum Königsstuhl. Der Weg führt durch den Wald zwischen hohen, weit auseinander stehenden Bäumen hindurch. Streckenweise ist er gepflastert. Wieder so eine alte Landstraße. Sie beflügeln meine Fantasie, diese Straßen aus vergangenen Zeiten.

Am Ziel angelangt müssen wir feststellen, dass es Eintritt kostet, den Königsstuhl zu besuchen und dass keiner von uns daran gedacht hat, Geld einzustecken. L. wird richtig böse. Schließlich sind wir hierher gewandert und nicht, wie die meisten anderen, mit dem Bus gekommen. Da können sie uns doch nicht einfach so um das Ziel unserer Wanderung bringen. Dann gehen wir eben zum Strand hinunter und schauen ihn uns von unten an. Die Treppe, die hinunterführt, kostet nichts. Oben ist ein Schild angebracht: „110 Höhenmeter = 412 Stufen. Der Weg ist sehr anstrengend“ steht darauf. „Bilder wie aus einem Kurosawa-Film“, denke ich als ich auf die Treppe schaue, die sich im Zickzack den steilen, bewaldeten Hang hinunterzieht. Die Stufen sind zum Teil aus dem Weg gegraben, zum Teil aus Holz gebaut. Zwei Reihen von Menschen, eine hinauf und eine hinab, bewegen sich wie Ameisenkolonnen aneinander vorbei. Die Hinauf-Kolonnen gerät immer wieder ins Stocken. Schwitzende, nach Atem ringende Menschen halten sich am Treppengeländer fest und werfen denen, die ihnen beschwingten Schrittes entgegen kommen Blicke zu, die zu sagen scheinen: „Wartet nur, bis auch ihr wieder hinauf müsst.“

Am Strand wimmelt es vom Menschen, die Steine ins Wasser werfen und sich gegenseitig fotografieren. Zuviel Lärm, um diesen Ort genießen zu können. „Wollen wir nicht am Strand entlang zurückgehen?“ „Du willst wohl nicht die Treppe wieder hoch?“ Stimmt. Die Aussicht gleich selbst japsend auf einem Treppenabsatz zu stehen, lockt mich nicht besonders. Ich möchte aber auch nicht so gerne durch den dunklen Wald zurück. Lieber hier im Licht bleiben und nach Botschaften aus fernen Zeiten suchen. Botschaften in Form von versteinerten Lebewesen, die Jahrtausende in der Kreide eingeschlossen waren und jetzt manchmal wieder hervorkommen. Zögernd stimmen die beiden zu. Es wird ein sehr anstrengender Weg und als wir in Lohme ankommen, tun uns allen die Füße weh. Aber nicht einmal L. beklagt sich, obwohl das Gehen über dieses Geröll für ihn noch ermüdender sein muss als



für uns. Ich glaube, ich habe in meinem Leben noch nie so viele Steine gesehen. Meistens sind es Kieselsteine. Manche so groß wie Fußbälle, andere klein wie Granulat und alle Größen dazwischen. Interessant ist, dass jeder Strandabschnitt nur von einer Sorte Kiesel bedeckt ist, entweder nur die fußballgroßen oder nur die hühnereigroßen oder nur die erbsengroßen. Andere Abschnitte sind voller Felsbrocken, über die wir klettern müssen. Meine Augen schweifen über den Boden. So gerne würde ich einen versteinerten Seeigel finden oder einen Donnerkeil, aber vergebens. Schwarze Feuersteinlinien, die sich durch die Kreidewände ziehen, finden wir und einmal zwei gelbe Steinbrocken von der Größe von Kleinwagen, deren Oberflächen aussehen wie die von Schwämmen. Urzeitkorallen vielleicht, die im Urmeer gelebt haben. Ob sie schon immer an dieser Stelle gewesen sind?



Noch eine ganz andere, aktuellere Art von Botschaft finden wir: Hier eine blaue Planke, da ein Stück von einem Fischernetz, orangefarbene Fischkästen, das Stück eines hölzernen Kiels, ebenfalls blau. Ein einfacher Holztisch steht im Geröll. Den hat bestimmt niemand hierher getragen. Aber jemand hat ihn aufgerichtet und eine Anzahl besonders schöner Steine darauf arrangiert. Wir legen einige unserer Funde dazu. Dann wieder blaue Planken und viele Ausrüstungsgegenstände, bestimmt über einen Kilometer Strand verteilt. Ein zerschellter Fischkutter. Die Einzelheiten des Dramas mögen wir uns gar nicht ausmalen.



### **Unser erstes Kap**

Am Abend wagen wir es doch noch einmal Delta Papa einzuschalten. Diesmal mit Erfolg und ohne unangenehm aufzufallen. Er prophezeit für morgen viel Wind und Wellen. Also verstauen wir alles sorgfältig und stellen uns auf eine ereignisreiche Umrundung unseres ersten Kaps ein. Als wir Kap Arkona dann erreichen, ist der Wind fast völlig eingeschlafen und wir können seinen Anblick ausgiebig genießen. Lesen, Karten spielen, Teetrinken oder sich mal hinlegen und das Wasser nur wenige Millimeter neben sich an der Bordwand entlang rauschen hören.

An der Nordküste von Rügen begegnen wir Günther mit seiner Da Capo. Das wird wohl langsam zur Gewohnheit, uns unterwegs zu treffen. Es bleibt allerdings beim Uns-Sehen, denn als wir versuchen, ihn über Funk zu erreichen, stellen wir fest, dass unser Hand-Gerät für die Pflicht nicht funktioniert. Auch er versucht, uns anzufunkeln, aber ein Fehler in seiner Elektrik verhindert auch das. Im nächsten Jahr halten wir für diesen Fall eine Flaschenpost bereit.

### **Das wirkliche Leben von Hiddensee**

In gläsernem Abendlicht segeln wir in die Einfahrt zwischen Rügen und Hiddensee. Der Wind ist kaum mehr ein Hauch. Die Ufer tragen breite Schilfgürtel, überall ragen Grasinseln aus der spiegelnden Wasserfläche. Hiddensee schwebt eine Handbreit über dem Horizont in der flirrenden Luft. Wir halten den Atem an. Wenn jetzt hinter der nächsten Biegung Venedig auftauchte, ich würde mich nicht wundern.

Dann zieht es sich zu und wird kühl. Immer mehr Boote motoren eilig an uns vorbei in Richtung Vitte. Angesteckt von der allgemeinen Nervosität nehmen wir die Segel herunter und starten den Motor. Nach dem, was mir der Segler im Zug nach Wolgast über das Ergattern eines Hafensplatzes auf Hiddensee erzählt hat, rechnen wir nicht damit, irgendwo unter zu kommen. Aber Ankerlieger sind weit und breit keine zu entdecken. Ein Blick auf die Karte erklärt, warum. Außerhalb der Fahrrinne kann man

hier überall spazieren gehen, ohne weiter als bis zu den Knien nass zu werden. „Wenn der Segler, der da hinten gerade nach Kloster hinein fährt, nicht wieder herauskommt, probieren wir es da.“ Eine halbe Stunde später liegen wir im Kommunalhafen von Kloster im Päckchen. Das also ist das berühmte Hiddensee. Wir sind noch nie hier gewesen und nehmen uns drei Tage, um die Insel zu erkunden. Schon bei der Ankunft ist zu spüren, dass es hier ruhiger zugeht, als anderswo. Kein Autolärm, was für eine Wohltat. Aber das allein kann es nicht sein, denn Dampfer und Wassertaxis, Pferdewagen und Menschenstimmen machen auch Krach. Vielleicht ist es nicht nur der fehlende Lärm für die Ohren, sondern auch die fehlende Geschwindigkeit für die Augen, die beruhigend wirkt. Vielleicht beeinflusst uns Bewegung, die wir sehen genauso, wie Geräusche, die wir hören. Hier hat die gelebte Geschwindigkeit Menschen- oder Pferdemaß.

Wo es keine Autos gibt, braucht es auch keine Einrichtungen für Autos. Straßen und Wege werden nicht eingeteilt in Raum für Autos und Raum für Menschen. Zwischen den Hotels und Läden sind Terrassen und Gärten, anstatt Parkplätze.

Am Samstag leihen wir uns Fahrräder, und fahren aufs Geratewohl los. Es ist kühl und windig. Am Strand fliegen einem fast die Ohren weg. Die Inselstraße ist dicht bevölkert. In allen Gärten flattert Bettwäsche auf der Leine. In Neuendorf legt gerade der Dampfer vom Festland an, als wir an den Hafen kommen. Er spuckt eine ganze Ladung Feriengäste mit ihren Koffern und Rucksäcken auf den Kai und nimmt eine ebensogroße Ladung Feriengäste mit Koffern und Rucksäcken wieder auf, bevor er ablegt. Fuhrwerke stehen bereit, um die Urlauber zu ihren Quartieren zu fahren. Für die, die zu Fuß gehen, stehen am Hafen Handwagen, mit den Namen der jeweiligen Pension versehen, für das Gepäck bereit. Praktisch jedes Haus bietet Zimmer für Urlauber an. Überall stehen Hinweisschilder für Urlauber: Kaffee und Kuchen, Dia-Vorträge, Fischbrötchen, Kräuterwanderungen, Eiscreme, Konzerte, Yoga am Strand, Wellness, Filme, Kunst, Massage... Ich frage mich, ob es unter dieser Urlaubsschicht so etwas gibt, wie das eigentliche Leben von Hiddensee. Menschen, deren Alltag nichts mit den Ferien anderer Leute zu tun hat.



Vielleicht ist die Kirche ein guter Ort, um ein Gefühl für das Wesen dieser Insel zu bekommen? Der Pfarrer ist doch meistens jemand, der sehr mit dem Leben eines Ortes verbunden ist. Ich mache mich also am Sonntagmorgen auf den Weg in die Kirche. Die Glocken läuten schon seit einer Weile, vor mir eilt der Kantor die Stufen hoch. Als ich eintrete, verkündet eine alte Frau triumphierend: „Kein Platz mehr!“ Hinten könne ich stehen, knurrt der Küster missmutig. Sind sie genervt, dass ich so spät komme, oder stört es sie, dass ich fremd bin. Letzteres kann nicht sein, denn die Kirche ist voller Feriengäste. Der Pfarrer ist eine Urlaubsvertretung aus der Schweiz und der Chor kommt aus Thüringen. Auch der Gottesdienst also eine Touristenveranstaltung? Oder ist dies das wahre Leben von Hiddensee? Ist die Insel ohne die Urlauber gar nicht mehr zu denken? Wahrscheinlich gibt es kaum noch Bewohner, die nicht von ihnen leben. Auch wenn ich mir etwas anderes vorgestellt hatte, genieße ich diese Stunde. Die Chormusik, die Gedanken, die heitere Atmosphäre des Raums, das Sonnenlicht, das durch die hohen, klaren Fenster auf den hölzernen Barockengel scheint, der unter dem Rosenhimmel schwebt.

Als wir am Abend durch Kloster spazieren, kommen wir an dem Schaukasten mit den amtlichen Bekanntmachungen vorbei. Die Gemeinde sucht eine Verwaltungsangestellte, die Trauungen durchführen und das Fundbüro betreuen kann. Das Gewöhnliche für die Menschen hier ist das Besondere im Leben der Besucher. Und wenn dabei mal was verloren geht, haben sie den Schlüssel zum Fundbüro.

Am Montag schauen wir uns das Heimatmuseum an. Bei Elisabeth von Arnim ist Hiddensee ein so abgeschiedener Ort, dass es nur einmal in der Woche eine Gelegenheit gibt, es zu verlassen. Im Museum erfahren wir, dass Hiddensee schon immer in der Welt lag. Viele Inselbewohner fahren zur See und das Kloster, dem im Mittelalter die ganze Insel gehörte, würde man nach heutigen Maßstäben einen Konzern nennen können, mit seinen wirtschaftlichen Verflechtungen bis nach Lüneburg.

Das Obergeschoss, in dem die Alltags- und Badegeschichte gezeigt wird, besteht aus einem einzigen Raum mit Holzdielen auf dem Boden und Fenstern zu allen vier Himmelsrichtungen. Man schaut auf die Ostsee, auf den Bodden und über die ganze Insel. Ich bin begeistert. So möchte ich wohnen. „Wenn Sie mich eines Tages oben vorfinden, bin ich dort eingezogen“, sage ich zu der Frau an der Kasse. „Ich bringe Ihnen dann einen Kaffee“, verspricht sie mir.

Dann geht es an den Strand. Der Sturm, der in den letzten Tagen das Strandleben unmöglich machte, ist vorbei, die Sonne scheint, die See ist ruhig.

Anschließend schauen wir uns noch Asta Nielsens Villa an und beginnen dann ein Forschungsvorhaben, das uns auch bei weiteren Besuchen auf Hiddensee noch beschäftigen wird. Ziel ist es, sich durch alle auf der Insel angebotenen Arten von Sanddorntorte zu essen. Der Anfang ist ein voller Erfolg: sahnig und lecker.

Am Abend sitzen wir in der Plicht und spielen Rummicub, eine Art Rommé, das mit kleinen Zahlenkarten gespielt wird. L. hat das Spiel erst an diesem Wochenende kennen gelernt, sich aber sofort dafür begeistert. Ab jetzt werden wir keinen Abend in die Kojen kommen ohne eine Runde gespielt zu haben.

Am nächsten Morgen erspähe ich einen Fischer, der mit seinem Fang hereinkommt und ergatterte frische Aale. Eigentlich widerstrebt es mir, diese Fische zu essen, die aus der Sargassosee hierher geschwommen kommen und auch wieder dorthin zurück müssen, um sich vermehren zu können. Wenn wir sie aufessen, war die ganze Mühe umsonst. Aber diese Fische sind schon tot. Mit der Sargassosee wird es für sie so oder so nichts mehr.















ausgiebig mit Glitzerschleifen und herzförmigen Luftballons dekoriert, bleibt direkt vor uns stehen. Die Polizei hat den Fluss gesperrt – für ein Feuerwerk, wie wir der Ansage des Single-Party-DJ's entnehmen. Als wir vorhin ankamen, standen am Ostufer viele stark tätowierte, Bier trinkende Menschen unter einem Banner „Tattoo-Messe“. Vor der Tattoo-Messe im Fluss lag ein Schiff, auf dem für Feuerwerk geworben wurde.

Der Single-Party-DJ kündigt etwas ganz Besonderes an. Wir klettern an Land, um besser sehen zu können und zu den Klängen von Händels Feuerwerksmusik zerplatzen bunte Sonnen und Tausende von Sternen regnen vom Nachthimmel.